

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

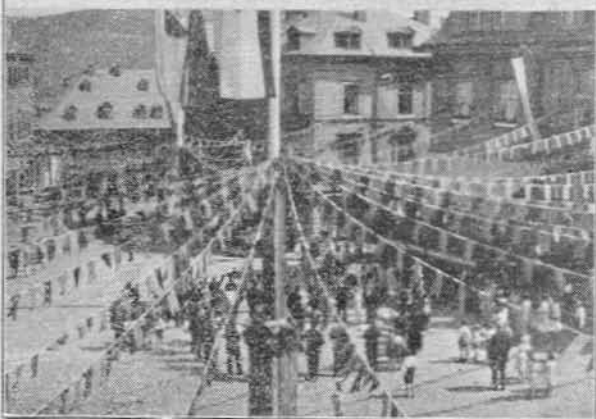
Nr. 24. — Sonntag, den 9. Juni 1929.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Schwarzenberg im Fest-Beleuchtungsglanze.

In Schwarzenberg fand, wie die „D. Z.“ ausführlich berichtete, der diesjährige Kongreß des Sächsischen Gastwirtsverbandes statt, zu dem die weithin bekannte, so idyllisch gelegene Bergstadt ihre Gäste in außerordentlich würdiger Weise bewillkommnete. Ehrenporten, Girlanden u. Kränze, Fahnen und Fähnchen befundeten allenthalben die rege Teilnahme der Bevölkerung an der wirtschaftlich so wichtigen Tagung. Ferner hatte man, wie wir ebenfalls ausführlich berichteten, eine fesselnd beschickte Ausstellung von Industrie und Gewerbe veranstaltet, die nicht nur die Erzeugnisse des Gebirges, sondern solche auch aus dem weiteren Vaterlande vor Augen führten. Einen ganz besonderen Anziehungspunkt aber bildete im Rahmen der mannigfachen Darbietungen der Stadt die märchenhaft schöne Stadt- und Schloßbeleuchtung, die erstmalig in Schwarzenberg geboten wurde. Ein Meisterwerk derselben war die des Schlosses, bewirkt durch Scheinwerfer und Buntfeuer. Während der Beleuchtung zogen die Pistonklänge des Zwickauer Kunstbläfers Max Wolf durch den Maiabend zaubers schön dahin. Auch die



Beleuchtung der Kirche, des alten schönen Gotteshauses der Bergstadt, war sehr eindrucksvoll und erhöhte den Reiz der tausendfach illuminierten Stadt ungemein. Am meisten aber staunte sich die Menge auf dem Marktplatz, wo man tatsächlich kaum vorwärts kommen konnte. Alles wollte den altvertrauten Platz im Schmucke der Tausende seiner Fähnchen und der Aberhunderte von Glühbirnen sehen, die dort ringsum herabgrüßten und durch den Maiabend leuchteten. Dies Bild ergänzte die herrliche Illumination des stillvollen Ratskellerbaues in fesselnder Weise. Immer wieder wendete man die Blicke hin zu alledem und stimmte ein in das große einmütige Lob auf das schöne Schwarzenberg und den Gemeinssinn seiner Bürger. Lange noch wallfahrteten die Beschauer auf und ab, immer wieder hin zum Schloß, zur Kirche und zurück zum Marktplatz, sich erfreuend auch an dem herrlichen Anblick der stillvollen, bunten Illumination der Gohweiler-Villa. — Beistehende Bilder führen unseren Lesern die Illumination des fahnenengeschmückten Marktplatzes und des Ratskellerhauses vor Augen.

Die Tragödie des Scheibenberg.

Mehrmals am Tage kommt es donnerähnlich vom Scheibenberg herunter. 10, 12 und noch mehr Sprengschüsse erwecken einen dumpfen Widerhall an den Hängen des Zschopautales, und manchem alten Kriegsmann werden Erinnerungen aus der Feldschlacht wach, wenn sich dort oben am Berge die Sprengschüsse lösen und der unheimliche Schall sich wie Kanonendonner über die stille Gebirgsspur wälzt. Man rückt dem alten Basaltberge herzlos zu Leibe. Mit den ausgeklügelten Hilfsmitteln neuzeitlicher Technik hat man den Koloss bezwungen, und Meter um Meter des vielbegehrten und gesuchten Basaltgesteins ist dem „Altar für Kultur und Fortschritt“ zum Opfer gefallen. Wenn das in demselben Tempo weiterginge, dann würde sich über kurz oder lang die Tragödie des alten Riesen vollenden: ein schönes Natur-

denkmal müßte aus unserer erzgebirgischen Heimatspur verschwinden, markante Linien, die dem heimischen Horizonte Gestalt und wunderbares Leben gaben, würden zu einem Nichts zusammen-

schrumpfen, und unsere herrliche Gebirgswelt würde um ein köstliches Stückerlein seines Formenschatzes ärmer sein, wenn einmal der Scheibenberg von der scharf ausgeprägten urgebirgischen Kuppe zwischen Zschopau- und Mittweidatal wegrasert wäre. Wir würden mit dem Scheibenberg aber nicht nur ein schönes, sondern auch ein wissenschaftlich hoch interessantes Naturdenkmal verlieren. Der alte Bergrat Werner von der Freiburger Bergakademie, der die Zierde des akademischen Lehrkörpers daselbst in den Jahren von 1775 bis 1817 bildete, begründete nach dem eingehenden Studium der merkwürdigen geologischen Verhältnisse am Schei-



Ein Riß im Berge und die eingestürzten Basaltfäulen.

benberge die Theorie des Neptunismus, nach welchem der Ozean der Quell aller Bildung der Erde ist. Obgleich einer seiner befähigsten Schüler, Leopold von Buch, dieser Wernerischen Theorie später die Theorie des Vulkanismus entgegenstellte, so blieb in der wissenschaftlichen Welt doch der Scheibenberg ein ausgefuchtes Studienobjekt, an dem sich viele Rätselsfragen über die Bildung unserer Erdrinde reflos klären.

Schon vor dem Kriege hatte, wie noch erinnerlich sein dürfte, der Heimatschutz sich geharnischt gegen die Verstümmelung des prächtigen Berges gewendet, aber gerade während des Krieges und in den Jahren nachher haben die unheimlichen Bohrwerkzeuge und die furchtbaren Sprengstoffe unbeugsam in dem Gefüge des Berges gewüstet. Es scheint schon, als habe der einst so trutzige Berg seinen ganzen inneren Halt verloren. Wäre es ein Wunder, wenn jahraus, jahrein täglich ein halb hundert Sprengschüsse in seine Glieder fahren? Schon mehrmals haben sich im Bereich des Scheibenberges Bergstürze vollzogen. Besonders auf Schlettau Seite sind im Verlauf der letzten Jahrzehnte wiederholt Partien der malerischen Orgelpfeifen eingestürzt. Dieser Prozeß scheint nunmehr aber in ein verhängnisvolles Stadium gerückt zu sein. Wer den Berg von der Schlettau Seite aus besteigt, findet oben auf der Höhe Warnungstafeln: „Vorsicht! Lebensgefahr! Der Vorplatz des Berges ist im Absinken!“ Und tatsächlich! Es hat sich erst in allerjüngster Zeit wieder ein solcher grandioser Abbruch vollzogen. Ein ungeheures Massiv der Basaltfäulen ist nach dem Schlettau Bruche abgestürzt, und oben auf der Höhe hat sich ein Spalt gebildet, der an die 30 Meter tief sein dürfte und stellenweise weiter als 10 Meter klappt. Nun wäre es ja widersinnig, behaupten zu wollen, daß an den Bergstürzen allein die fortgesetzten Wirkungen der Sprengungen die Schuld trügen. Zweifellos haben auch die strengen Winter, vor allem der vergangene, viel auf dem Gewissen. Das in die Spalten der Basaltfäulen eingefickerte Wasser gefror dort und das Eis sprengte die gewaltigen Massen auseinander. So sind auch in den Alpen die meisten Bergstürze auf die Tätigkeit des Wassers zurückzuführen.

Wir haben mit unserer Kamera diesen Riß im Berge festgehalten, und auch die eingebrochenen Basaltfäulen auf Schlettau Flur brachten wir auf die photographische Platte. Zur Beruhigung der Naturfreunde sei aber gesagt, daß dem Basaltabbau am Scheibenberg ein Ziel gesetzt ist, daß also an ein Wegräumen gar nicht gedacht ist. Der Vertrag, den die Stadt Schlettau mit der abbauenden Firma Krebs geschlossen hat, läuft nur noch kurze Zeit. Es wäre ja auch nicht zu entschuldigen, wenn wir Menschen das, was die Natur zur Freude unseres Geschlechtes schuf, hartherzig zerstören würden.

Die Stadt Scheibenberg hat übrigens den Abbau ihrerseits schon seit Jahren eingestellt.

Buchholz in vergangenen Zeiten

Die Stadt Buchholz, gegenwärtig im Amtsgerichtsbezirk Annaberg, gehörte vor 96 Jahren noch mit den Städten Grünhain, Zwönitz, Elsterlein, Schlettau und den ländlichen Orten Bärenstein, Bernsbach, Cranzahl, Eumersdorf, Dittersdorf, Dörfel, Hermannsdorf, Königswalde, Kühnheide, Langenberg, Pankersdorf, Markersbach, Raschau, Schwarzbach, Sehma, Unterscheibe, Walthersdorf, Waschleithe und Wildenau zum Amte Grünhain. Ursprünglich lautete der Name

St. Katharinenberg im Buchholz.

Weil auch ein Katharinenberg in Böhmen gelegen ist, in der Gegend von Annaberg und Buchholz ein Buchenwald oder Buchholz stand, wurde der durch den Bergbau wie Annaberg entstandene Ort, den man nach damaligem Brauch der heiligen Katharina „als einer vermeinten Schutzpatronin“ widmete, zum Unterschied von Katharinenberg in Böhmen St. Katharinenberg im Buchholz genannt. Später sagte man schlechtthin Buchholz. 1692 wurde Buchholz als ein Ort des Annaberger Mühlenamtes behandelt, später jedoch zum Schlettau Amte gezogen.

In kirchlicher Beziehung sowie hinsichtlich der untersten Mühle und des alten Münzgebäudes gehörte es des Mühlenamtes wegen nach Wolfenstein. Von 1544 ab hatte es eigene

Obergerichte und von 1833 ab außer einem Bürgermeister, einen Stadtrichter, drei Ratsmänner und Stadtgerichtsbeisitzer, wovon einer den Posten eines Rämmerers bekleidete, 12 Stadtverordnete und einen Vorsteher. Ehemals gab es hier ein Bergamt und eine Münze, aus der man früher noch Taler vom Jahre 1595 und Dreier zeigte. Später stand die Münze mit unter dem Schneeberger Münzmeister, wurde aber nach Annaberg verlegt und das Haus in ein kurfürstliches Absteigequartier umgewandelt. Das Postwesen anlangend, hielt sich Buchholz vor 90 Jahren nach Annaberg, wohin es auch die indirekten Steuern, die direkten dagegen nach Schwarzenberg abliefern mußte.

Die Stadt zieht sich am Gebirgshange längs des linken Sehma-Ufers südwärts hinauf bis zur Papiermühle in der Tiefe und der Spitalkirche auf der Höhe und lehnt sich an den Galgenberg und den Stadt- und Spitalberg. Den Galgenberg bedeckt auf der Höhe der Seifenwald, durch den die Straße nach Crottendorf führt. Der südwestliche Teil des Seifenwaldes heißt, wahrscheinlich nach einer wüsten Dorfmark, der Zischopelwald. Der namentlich nach Südosten malerische Talgrund hat dicht über und unter der Stadt zwischen Felswänden jähe Krümmungen.

Die schöne gotische Hauptkirche in der Mitte der Stadt besitzt in den aus dem Annaberger Franziskanerkloster hierher gebrachten Altargemälden aus der Wohlgenuthschen Schule ein bedeutendes Denkmal deutscher Kunst aus dem 16. Jahrhundert und ein unschätzbare Kunstwerk überhaupt. Protestantischer Eifer hatte diese Gemälde früher übermalt, der sächs. Altertumsverein ließ sie aber 1840 in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherstellen. Auch die Begräbniskapelle oder Spitalkirche, wie sie früher hieß, enthält am Altar wertvolle Oelgemälde auf Holz. Bei der Länderteilung 1485 bildete der Sehmabach einen Teil der Grenze zwischen dem Albertinischen und Ernestinischen Sachsen. Annaberg und Umgegend gehörte zum Herzogtum und Buchholz zum Kurfürstentum Sachsen. Infolge der Wittenberger Kapitulation 1547 wurden beide Städte unter dem neuen Kurfürstentum der Albertinischen Linie vereinigt. Das war auch der Grund, warum in dem unter Kurfürst Friedrich dem Weisen stehenden Buchholz die Reformation eher — bereits 1524 — eingeführt wurde als in dem herzoglichen Annaberg, wo sie erst 1539 Eingang fand. Das meiste Verdienst um die Einführung der Reformation in Buchholz gebührt dem Bergmeister Matthias Busch. Im Jahre 1524 predigte hier der bisherige Franziskanermönch zu Annaberg, Friedrich Myconius. Da strömten wohl allein aus Annaberg tausend Zuhörer nach Buchholz, denen aber Herzog Georg mit Haft auf dem Schellenberg drohen ließ, wenn sie nicht zu Hause blieben. Schon 1524 spotteten die Buchholzer öffentlich über die Heiligpredichung des Bischofs Benno von Meißen. Der erste bleibende evangelische Pfarrer zu Buchholz war Mag. Johann Bachmann und der erste Diaconus Georg Messerschmidt. Die Verringerung der Bevölkerung durch die Pest 1582 und die Abnahme des Bergbaues hatten die Aufhebung des Diaconats zur Folge.

Wie schon oben angedeutet, verdankt Buchholz dem Silberbergbau seine Entstehung. Schneeberger Bergleute sollen vor Entdeckung des Silbererganges des nachmaligen Fronleichnamstollens durch Andreas Sturz aus Geyer beim Fischen hier Zinn gefischt haben. Besonders zeichneten sich unter den zahlreichen Silberzechen aus: Konrad, das himmlische Heer und dessen Gegentrum in der Stadt, Appolonia, Paulus, Andreas und einige Zechen des Schottenberges. Die Fronleichnamzeche lieferte allein 1498—1505 über 4 Tonnen Gold. Durch 1518 aus Joachimstal nach hier ausgewanderte, rebellierende Knappen hob sich der Bergbau in Buchholz ganz gewaltig. Noch 1540 waren 3 Geschworene im hiesigen Revier, dem auch Grünhain und Schlettau zugeschlagen waren. Im Seifenwalde gewann man durch Schürfen und in der Sehma durch Seifen Zinn, so daß mehrere Hütten in Betrieb standen. Leider wurden sie durch eine ungeheure Wasserflut am 21. Juli 1565 vernichtet. Die Greuel des 30jährigen Krieges und die Pest verursachten den vollständigen Niedergang des Bergbaues. 1697 zählte man in Buchholz nur 104 bewohnte Häuser neben 103 Wüstungen, 119 Bürgern und gegen 850 Seelen. Die Viehwirtschaft war bis auf 60 Kühe und 18 Ziegen zurückgegangen. Nur 62½ Scheffel Getreide säte man aus, braute aber 354 Faß Bier und versteuerte 1643 Schock.

(Schluß folgt.)

Nooch'n Feierohnd



Al Noochspiel in d'r Sommerfrisch'

Humoristisches aus dem Erzgebirge von Bernh. Brückner.

Es war um de Hundstog rim. Al Watter brooch ei, net geluung, richtig zun Verbrateln! De Struh-Dächer wurn vür lauter Hitz broocheldörr, an Giebel ro zerriss'n de Bratter; de neigemulkene Milich, die luff früh un ohmst zamm, wie Schwammebrieh. In sitt'n Loong is sei 's Arbeit'n a Plog! Dos wußt ah d'r Teich-Mag'n-Gulus. 'r kam aus d'r Rag'n-silber-Wies' vun Heimach'n. D'r Durst trieb'n nei ins Schweizerheisl übern Grenzbach driem.

„Heit hot's a Brinnicht, wie in d'r Feierhöll,“ saacht'r; — „muß iech mer schu a Halbe kaaf'n! — Bornewack a Schnapsl, doß d'r Moong net derschriekt!“

„Eh ne de Reessl eischenit, sog'r siech grußbrutig zensimerint in Stübl um. Hint'n soß'n zwaa Mann'n an Tisch dra; 's warn Sommerfrischler.“

„Inu, für de Sommerfrischler gieht's,“ maant'r zune, „die hoom kaa hei ze mach'n — hoom halt kaa Viech!“

„Haft schu recht, mei Gulus!“ saht do dar aane. „Al راحت schie Pfahr'l un a Wag'l miet drzu, dos könnt uns heit nisch schod'n!“

Es war d'r Struh-Vieb'n-Edwin. Als klaner Gung is ar lange Zeit bei sen Poth-Better, bein Salzack'n-Edeward, gewohnt; wie dann oder 's Heisl wackbrant', zug'r nooch Chamj. Nu hoot'r dunt'n geheiert un kam alle Gahr a paar Tog nauf ins Erzgebärg uff de Sommerfrisch. Sei Haamit schlug ar eit'l bei d'r Härsh'n-Lobine in Gasthus auf. 'r funnt siech nängst net asu ausquafeln, wie bei dann Leitn. Drim hot'r ah sen gut'n Freind, ne Ferdenand, mietgebracht.

Al fremd's Gesicht macht ne Mensch'n neugierig; drim trot dar eigeschwaakte Heimacher a Fänkela nahnder an dann Tiesch nah, wu die zwaa Sommergäst' gerod de voll'n Gesefer zammestiehn. „Wenn mer halt nár immer noch bähmisch Bier hot, do gieht's!“ saacht'r. „Je besser, desto besser!“

„Es kaa sei!“ saacht dr Edwin. „Es kaa odr ah sei net! Al manichmol, do haagt ah dos bähmische Bier hahnebüch'n ei. Es kimmt holt uff de Leit ah!“ — Die Red' sollt ah eittraff'n.

D'r Teich-Mag'n-Gulus trant sei Bier aus. „Nu will iech nár feet'r!“ maant'r über dar Stub ahinner. Unner d'r Tür blieb'r noch amol trat'n. „In Gasthus is heit ah alles drauß'n uff'n Fald,“ rief'r rei, „do is am best'n, Se bleim noch awink sit'n! — Hoom Se's gehäht?“

D'r Gulus war wack. Bär die zwaa Sommerfrischer, do hot's odr mit'n Hamgieh' alleweil gute Wag kriegt. Zeleht is gar noch de Nacht reigebroch'n. Se soß'n wie uff Pach! „Heit wöll'n mer nár de alte, gute Gasthusmutter net ploong mit'n Uff'n!“ manet'n se als Ausred', wie jeder de zahnte „Halbe“ eischen't'n ließ.

In Gasthus hiem uff'n Sachsischen, wu die zwaa Sommergäst' nei gehäret'n, warsch gottergar ruhig. Kaa aanziger Gast soß an Tiesch dra. 's war kaa Wunner! De Leit war'n heit allezamm drauß'n gewaf'n uff'n Fald, die dacht'n net ans Biergieh'. Nu soß d'r Gasthus-Traugott mutterseel'n allah an dann rund'n Tiesch dra un schluf. D'rnahm log de Buchholzer „D. Z.“. Net amol die hot'r heit gelaß'n. Zenstrim war Tut'n-ruh; nár in d'r Ruch tot's noch rimklamp'n, do war de Gasthus-Lobine mit'n Dienstmadl noch munter. Die los'n Arbi'n. Wie de Schüssel vuller wur, schutt se de Lobine nei in en gruß'n, blaa'n Lupp, luf Wasser drauf las'n un schub se nei in de unnere Rähr. „Se quall'n schinner, wenn mer sche ohmst ei-wässern tut!“ saacht de Lobine. Nu ging's nauf ze Bett. D'r Traugott nahm's Gald aus'n Kast'l, sog noch amol nüber in

Stall un machet dar Trepp nauf. Hinnerhar kam de Lobine gefräst. Se hatt galeich noch ne Hauschlüssel nüber gelegt in's Kallersanster, weil de Sommergäst' heit noch net do worn! — Ja, dos bieße Heimach'n!

Al Gasthus-Sag'r schlug's zwölfe. Mit'n leht'n Schlog triem ah de Sommerfrischer ei. Odr, dr Teig'l! Dar Wag vun Bähme rüber war ne heit net lecht wurn. Dos muß ebber de dubige Luft mach'n! Wie se halt nár amol dare staanerne Trepp nauf warn, nochert fuhl ne de Lang zu, wie de Muh-blaatl. Odr dar Schluf sullt net lang dauern!

Su üme zwaa krawanzet aaner nacht uhgeheierlich in sen Bett rüm. 's war mei Ferdenand. Dar krieget in dar Rahl hint'n a Brinnicht, wie in en Backuf'n. Für Dreicht wußt'r siech kenn Rot mehr.

„Edwin! Edwin!“ rufet'r un riß bald dos weiße Bett-zig'l anzwa. — „Ja doch!“ saacht dar. „Wos is dä?“

„Nisch!“ fing dr Ferdenand drauf ah. „Gäh mer nár amol a Tröpela Wasser; iech muß D'r sei bald verbrinne! — Bie nár amol aso gut!“

Dr Edwin besann siech archt a bißl. Endlich rieb ar siech ne Schlos aus de Lang un stieg aus dann Bett raus.

„en Langblief,“ saacht'r, „iech war galeich amol ne Wasserkrug hull'n; will archt amol Licht in dr Bud mach'n!“ 'r tatschet uff ne Tiesch hie un har nooch dann Läch'r. Dar war wack! Nu bücket ar siech nooch ne Wasserkrug. Dar war läär! — „ne schiene Beschäring!“ Ferdenand, odr ihe sei mer aufgelson! Ihe hot die Gesellschaft mit ihr'n Heidrosch de ganze Ordnung verbummelt. Kaa Tröp'l Wasser is ze find'n!

Men Ferdenand fuhrsch wie a Watterschtrohl nei in dann Leib. „Uhal, mischant's!“ saacht'r biehartig. „Wasser muß har, un wenn iech sölt de Feierspiz hull'n!“

D'r gute Edwin similiert hie un har, wie dann Ding an best'n ohzehalf'n wär, es brooch doch-ah bei ne salber a damischer Durst aus. Odr de Lobine wed'n aus ihrn geracht'n Schlos, dos war a Sünd. — Ihe fuhl ne wos ei.

„Wart,“ saacht'r, „iech laaf amol nunner in de Ruch'. In Uf'n drinne stinne eit'l Wassertöpp — war iech geleich en'n rauschuln!“ Gefogt, geta! In lauter Finstriglat schlich'r zu dar Trepp nunner, in de Ruch' nei. Dort zug ar ne allergreß't'n Tup aus dar Röhr raus — gerod dann mit de Arbi'n. Unner d'r Tür wur amol orndlich getrunk'n, nochert ging's mit'n Kübel zu dare Trepp nauf. Wie a Bar fuhl dr Ferdenand über dann „Blacherne“ har. Luff dos schie kühl in dar brinnicht'n Rahl nunner! Nu schub ar ne Tup nüber uff dann Tiesch und schluf ei. Dr Edwin driem in andern Bett raaget schu wieder wie a Braatmühl'n-Sag'l.

Dr Tog war agebroch'n, un de Gasthus-Leit soß'n an Tisch imerint un trant'n Kaffee, bluf de Lobine net. Die luff im dann Uf'n imerint wie a hungeriges Rahl. Se suchet ne Arbsntup; oder dar war wack un blieb wack.

„Dann muß heite Nacht dr Teif'l gehult hoom!“ saacht se. „Odr ah gar kaa Bröck'l is dervu ze sah'; naa, mer könnt vür Busit rah olber warn!“ Doch es hull alles nisch; de Lobine muß siech gerod mit ne Dienstmadl hiesehn un en frisch'n Tup vuller eilas'n. Asu wurich ah gemacht.

Unt'n in Uf'n warn de Arbi'n schu bald waach, do fand'n siech endlich die zwaa Nachtschwärmer aus ihr'n Schlos raus. Dr Edwin trot vürn Baschbeck'n un wollt siech aus dann Tup Wasser eischiet'n. Ihe sog'r de Beschäring: Dr ganze Kübel stook vuller Arbi'n; aufgequoll'n warn se, wie de Tapp-Schösla (Tonkugeln) asu gruß. Innu, du schiene Walt! 'r trot wie dertäpft. Mei Ferdenand oder funnt bald nimmer gibben, dar muß sich vür lauter Lachen bald nei in Tud leeng.

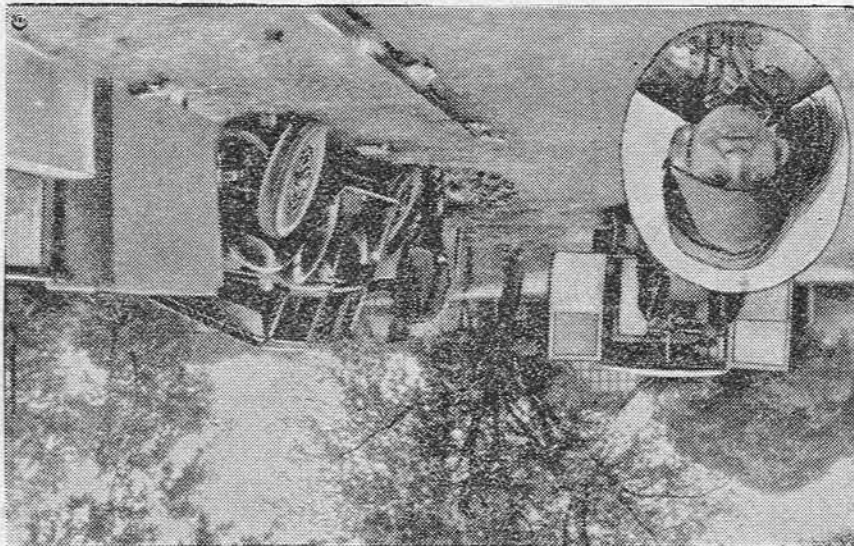
„Wenn dar Spaz net nei in de Zeitung kimmt,“ saacht'r, „do is, waf Gott, schod drim! — Nu bie iech nár neugierig, wie uns die Lobine empfangen ward; iech gelaab, die läßt uns alle zwaa mit dann Tup ohmol!“

Ganz asu schlimm is sei net wurn, odr gelacht hoom de Gasthus-Leit tüchtig, un gehanselt sei se mit dann Arbi'n-Tup oft wurn. Heit noch is dos bähmische Noochspiel net vergass'n. Jedesmol, wenn die zwaa Sommergäst' in Gasthus eizinne, do stiecht zum Empfang dar grußmöliche, zwaahäntelge Arbi'n-Tup uff dann Tisch, un drinne sei lauter schiene — Ruß'n (Rosen).



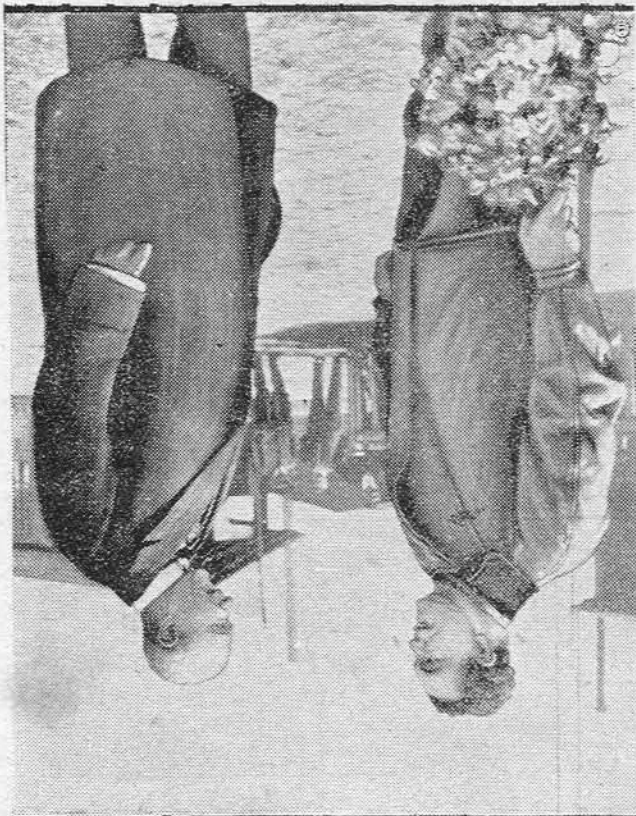
Das 1000jährige Meilen.

Am Meilen, der reichlichen lachlichen Geliebte, haben die Zier aus Anlaß des tausendjährigen Bestehens dieser Abte der deutschen Korzellanfabrik, ihren Anlauf genommen. Am Mittelpunkt der Veranstaltung, die viel künstlerisch und historisch interessantes brachten, fand der große Festzug, der eine Gruppe, und zwar die feierlichstehenden Soldaten, unter obiges Bild wiederlegt.



Neue deutsche Grönland-Expedition.

Am 1. Juni ist mit dem Grönland-Dampfer "Jans Egede" die deutsche geologische Grönland- und Kanada-Expedition abgefahren, die unter der Leitung von Dr. Krüger von der Technischen Hochschule Darmstadt steht. Außerdem nehmen zwei andere deutsche Geologen, sowie der Däne Blare an der Expedition teil. Die Expedition wird in Grönland und auf den kanadischen Inseln umfangreiche geologische Untersuchungen anstellen. Eine spezielle Nebenaufgabe ist die Auslösung der Kanäle zwischen den Inseln. Finanziert wird das Unternehmen teils von der Preussischen Akademie der Wissenschaften, teils durch die Notgemeinschaft, den heiligen Staat und die Industrie. Die Expedition wird erst im August nächsten Jahres zurückkehren. Unter Bild zeigt das Expeditionsschiff "Jans Egede" im Hafen von Kopenhagen, links den Expeditionsleiter Dr. Krüger.

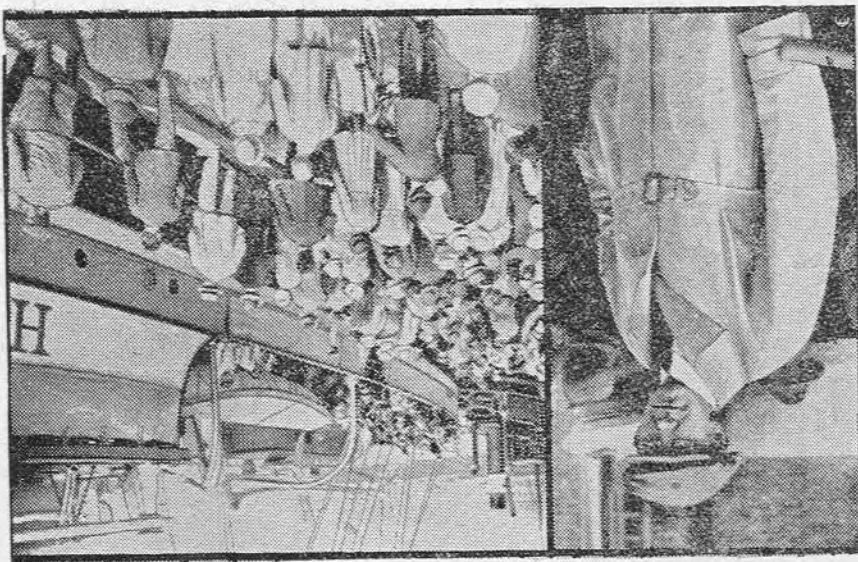


Auch der Höhenwetterford bei Deutschland.

Dem Gunterspilsten Neuenhofen ist es gelungen, nunmehr auch den Höhenwetterford, der bisher von dem Zimmeraner Gunterspil mit 11 710 Meter gehalten wurde, an Deutschland zu bringen. Bei seinem letzten Flug hat er eine Höhe von genau 12 739 Meter erreicht und damit die bestehende Höchstleistung um mehr als 1000 Meter überboten. Unter Bild rechts oben zeigt Prof. Gunters, wie er den nötigen Wetterford nach der Landung beglückwünscht.

Stuntonfall der Theophiph Zingler.

Die bekannte amerikanische Theophiph, Miss Zingler, ist mit ihrem Auto auf der Fahrt von Paris nach Berlin bei Dinsbrück verunglückt. Der Wagenführer, ihr Privatlehrer, verlor im Moment die Orientierung und fuhr gegen die Brüstung einer Brücke. Frau Zingler erlitt einen Bein- und einen Knöchelbruch, verbliebene Quetschungen und Blutergüsse und liegt in bedenklichem Zustand darnieder. Unter Bild (links) zeigt die Unfallstelle, links unten die verunglückte Theophiph.





Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Eine Schwarzwaldwanderung / Von Hans Rething

Ein allgemeines Wort vom Schwarzwald zuvor

Was Mittel- und Süddeutschland und einen Teil von Norddeutschland so unterhaltsam gliedert und so bunt und mannigfaltig belebt, sind die anziehenden Mittelgebirgslandschaften. Jede trägt und nährt ihre eigenartigen Menschen, schafft ihnen auf ihre besondere Weise Arbeit und formt ihre Seele und ihre Sprache, und hinter jedem ihrer Bergzüge steht wieder eine neue Welt auf mit neuen Zügen, mit neuen Farben und Tönen des Volkslebens.

In erster Linie sind es die waldreichen Berglandschaften, die dem Herzen des deutschen Volkes so nahe sind. Sie sind sein Stolz und seine Liebe und in ihnen wohnen seine schönsten Träume. Da glaubt es den Atem der Natur noch zu fühlen, ihre ursprüngliche Gewalt und ihre ungebrochene Kraft noch ahnen zu können. Sie sind die letzten Verhaue, hinter denen ihm auch in unserer Zeit noch das Geheimnis wohnt, das Unentdeckte und Unbezwingliche ohne das die deutsche Seele verhungern und verdursten müßte. So sind diese deutschen Waldgebirge noch reiche Brunnenstuben, aus denen die deutsche Seele schöpfen kann.

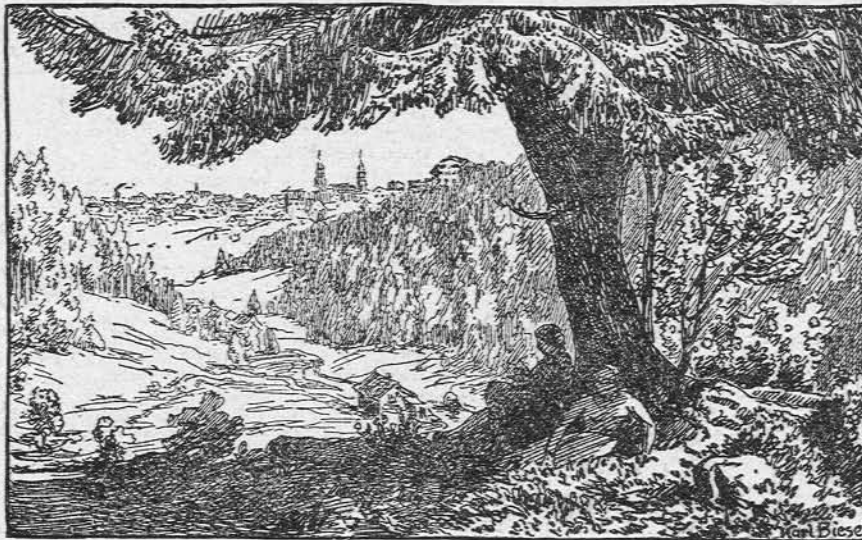
Ihrer eines, das nicht zulez. genannt werden darf, ist der Schwarzwald, der langgezogene Bergwall in der Südwestecke Deutschlands, durch den unglückseligen Krieg, der hinter uns liegt, nun beinahe zu einem Grenzmarkwald gestempelt, von dessen Höhen die Blicke sehnsüchtig hinüber fliegen über die gesegnete Ebene rechts und links des Rheins bis zu dem von der Natur geschaffenen Brudergebirge des Schwarzwaldes, dem Wasgenwald, der von der natürlichen Linie der menschlichen Geschichte und Entwicklung der Grenzwall des deutschen Volkes wurde, und die lebendigen Zeugen dieser Grenzsezung sind die Ströme des alamannischen Volkslebens und die starke Woge der alamannischen Laute, die zwischen beiden Bergzügen rechts und links des Rheins hin und her spielen.

Der Schwarzwald! Betrachten wir einmal seinen nördlichen Teil. Dem Osten bietet er seinen breiten, da und dort flachen Höhenrücken, und oft ohne deutlich erkennbaren Abzug läuft er aus; streng, fast verschlossen steht er hier da, und doch öffnet er sich auch auf dieser Seite in manchem Tal, darin einsame Sägmühlen geschäftig gehen, und viele dunkle, geheimnisvolle, düstere Wege, die zu den Wundern des Waldes führen, tun sich dem Wanderer auf.

Wie ganz anders ist das Bild des Schwarzwaldes, das er im

Westen bietet, wo er, der sich an vielen Stellen über 1000, in der Hornisgrinde bis beinahe 1200 und im Feldberg des südlichen Schwarzwaldes bis beinahe 1500 Meter erhebt, zu Talböden von 200 und 300 Meter hinunterstürzt, während die große Rheinebene nur wenig mehr als 100 Meter über dem Meere liegt. In vielen Tälern, deren jedes wieder in zahlreichen Verzweigungen den gewaltigen Stock des Gebirges anschneidet und weit hinein seine Schluchten und Spalten treibt, tut sich hier der Schwarzwald dem milden gesegneten Vorlande auf, und alle jene die Täler begleitenden

Höhenzüge strecken sich wie unzählige Arme aus, dem Rhein und der Rheinebene entgegen. Alle die vielen Berge, die sich von den gewaltigen Riesen des Hauptkammes herunterziehen, lösen sich in einer Wohlgefallen der vielen Hügel auf, von denen Obst und Wein in Hülle und Fülle fließt, von denen sich saftige, grüne Wiesenmatten, voll bestanden mit den gesündesten und einladendsten Obstbäumen, ette Aecker mit goldenen Weizenfeldern, grüne Weinberge mit den besten Trauben ins fröhliche Tal herunterstrecken. Man kennt ja, diese Weine, den Rappeltodecker, den Affenthaler und ihre Genossen, schon die Bühler



Freudenstadt mit Schwarzwald

H. Biese

Zwetschgen, die der Badener Höhe zu Füßen in förmlichen Wäldern heranwachsen, haben einen guten Ruf. Wohl steigen die dunklen Wälder weit die Gebirgshänge hinunter, aber, hell und freundlich, als müßten sie sich der Offenheit und Heiterkeit der Rheinebene und seinem frohen Leben anpassen, blicken die Dörfer und Weiler, die oft nur einzelstehenden Häuser und Höfe von beträchtlicher Höhe herab drinnen aber in der Tiefe der Wälder und droben auf der Höhe der Berge zeigt der Schwarzwald ein anderes Gesicht, und wie ein wilder, troziger, unbezwinglicher Wall wirft sich der ganze Gebirgszug über der niedrig gelegenen Rheinebene auf, ein herrliches und großes Bild, das sich der Reisende geruhig durch die Fensterscheiben des Wagens beschauen kann, wenn er im Schnellzug von Karlsruhe gen Freiburg und Basel fährt. Hinauf! Hinauf! So zeichnen diese Höhen. Auf zum Schwarzwald!

So wollen wir uns ein Stück von ihm ansehen, den eigenwillig aufgeworfenen Höhenkamm, der vom Murgtal über die Badener Höhe über die Hornisgrinde und den Kniebis gegen das Kinzigtal führt.

Tal und Bergwald

Wir schreiten das Murgtal entlang, eines der Täler, deren Sohle harter Urgebirgskern, Granit, ist, während die Höhen in ausgeglichenen großartigen Formen aus Rotem oder Buntem Sandstein aufgebaut sind. Wo der Berg angeschnitten ist, blickt hier unten das dunkle Gestein hervor, in gewaltigen Blöcken liegt es im Flußbett, und das Wasser spielt schäumend um sie her — soweit es noch im uralten Bett von gestern und ehegestern herunterfließt. Der Mensch von heute weist ihm neue Wege, faßt das frische lustige Bergwasser in unbehagliche eiserne Röhren und führt es in engen, dunklen Gängen durch den Berg zu großen Stausammelbecken, damit es sich in einer gedrängten Masse und einem gleichmäßigen Fall den Turbinen der großen elektrischen Werke entgegenstürzt und in Maschinenkraft und elektrisches Licht umforme. In einem Seitental der Murg, im Schwarzenbachtales, geht ein Stauwerk von riesigen Ausmaßen, der größten eines in Deutschland soll es werden, seiner Vollendung entgegen. Eine gewaltige Betonmauer riegelt den hinteren und oberen Teil des außerordentlich stark, fast jäh angestiegenen und von hier an eben verlaufenden Schwarzenbachtales ab. Fremd und seltsam, fast unheimlich blickt sie einem durch die Aeste und Zweige der alten Tannen entgegen. Man erschrickt fast ob des gewaltsamen linierten Eingriffs in die wohl bewegte, aber ausgeglichene Schwarzwaldlandschaft. Doch bleibt man verwundert hier oben stehen. Zu einem mehrere Kilometer langen, ziemlich breiten See ist das Wasser angestaut. Eine bunte, leichte Barackenstadt der Ingenieure und Grabarbeiter, der Wirte und Händler hat sich dem einen Ufer entlang angesiedelt. Sie wird eines Tages zum größten Teil verschwunden sein; aber der große tannwaldumstandene See bleibt und trägt ein ganz neues, anziehendes Bild in den Schwarzwald hinein, ein Werk des Technikers und Ingenieurs von heute, des Menschen, der die ungebrochenen Kräfte der Natur, die zwischen raunenden Waldbäumen, im rauschenden Wasserlauf und im brausenden Wasserfall frei und köstlich spielen, unter seine Macht wängt, der hineinleuchtet in die dunkelsten, unzugänglichsten Waldesgründe, wo noch die Schauer des Unfassbaren und Untergründigen wohnen.

Hinauf zur Badener Höhe! Gedeckt durch den kühlen Schatten des Waldes ist es ein feines Wandern den Bergwald hinan. Auf dem Buntsandstein hat die Tanne eine gedeihliche Heimat gefunden.

Auf die Hornisgrinde

Eine neue Fahrt soll uns zur Hornisgrinde bringen. Strömendes Regenwetter hatte uns hinausgeschwemmt aus dem triefenden, vernebelten Waldgebirge, hinunter in die behaglichen Städtlein Bühl und Achern. Aber der erste Strahl der Sonne legt um die Schwarzwaldhöhen einen lockenden Schein. Die Hornisgrinde ruft, wir müssen hinauf.

Das gesegnete Achertal, eines der vielen Täler, die zur Rheinebene hinausgehen, durchfahren wir mit der Bahn. Welch glückliche Anfahrtsstraße! Freundliche Dörfer stehen am Weg mit leuchtenden Häusern und lustigen Kirchtürmen, dann und wann auch warme, braune Holzhäuser. Weinlaub rankt um die Fenster und farbige Gärten blühen um sie her. Vergnüglich blicken die Einzelhöfe von den Hängen, gute, fruchtbare Acker liegen im Tal, frische, grüne Matten strecken sich an den Hängen, alle tragen den Reichtum der unzähligen Obstbäume; die Zwetschgen-, Aepfel- und Birnbäume bieten ihre verheißungsvollen Lasten fast durch die Wagenfenster herein, und in breiten Schürzen gehen die Rebärten um die Hüften der Berge. Die Lieblichkeit, Anmut und Mannigfaltigkeit der Landschaft einen mit dem Reichtum und der Ertragsfähigkeit des Bodens, und dahinter steht der gewaltige Höhenkamm des Schwarzwaldes mit seiner überragenden Hornisgrinde. Da spürt man nichts von der Schwere und dem schweigenden Ernst des Schwarzwaldes, da geht das Leben im frohen Atem des Rheintales.

Nun laßt uns das Tal, das uns einlud, zur schön gelegenen Klosterruine Alteheiligen zu wandern und die brausenden Wasserfälle zu besuchen, lassen seine Dörfer und Menschen hinter uns und

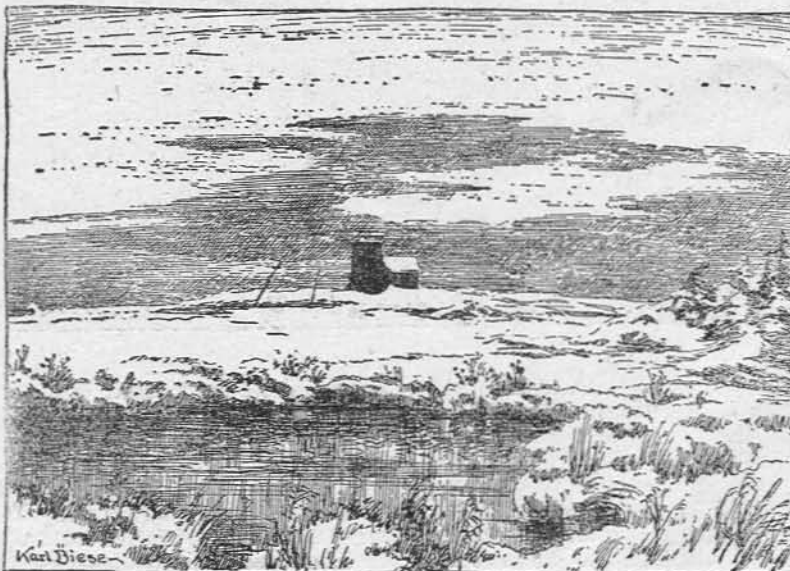
in lichten Beständen, den einzelnen ausgewachsenen Tannen Raum lassend, baut sich der Hangwald auf, mächtige Farnen entfalten auf seinem Grund ihre grünen Fächer, die Heidelbeere siedelt in dichten Kolonien bis an die Begränder her, in reichem Geranke auch die Brombeere, und da und dort zeigt die Preiselbeere ihre roten Früchte. In Waldlichtungen blühen in scharlachener Pracht die ungezählten Glocken des roten Fingerhutes. Diese seltsamen Pflanzen mit ihren hohen Stielen, daran in langen Zeilen die schlanken Glocken hängen, beleben oft in ganzen Schwärmen die weiten Waldblößen, ein geradezu märchenhafter Schmuck in dem sonst blumendürftigen Wald. Nur im Frühjahr, wenn die gelben Blütensträuße der Ginsterbüchse in ihren Feuern aufflammen, zeigt der Schwarzwald eine ähnliche Pracht.

Nun steigen wir zum Kopf der Badener Höhe bergan. Dann und wann blickt zwischen hohen Tannen das dunkle Auge des Herrens wie jener Sees zu uns herauf. Der Blick vermag aber immer mehr zu fassen, jetzt den großen Stausee des Schwarzenbachs, an dessen belebten Ufern wir eben vorbeigekommen sind. Und nun droben auf dem Aussichtsturm tut sich eine ungeahnte Weite auf. Ringsumher die mannigfaltigen, groß aufgeworfenen Höhen lassen den Mantel der dunklen Tannenwälder von ihren Schultern in die Täler und Mulden hinabgleiten, die im Schoß des Waldgebirges ruhen. Gen Osten verschwimmt die Linie der Wälder im dunkel werdenden abendlichen Himmel, an dem der letzte Sonnenschein verblaßt. Ueber alle Kuppen und Rücken ragt wie eine unwiderprochene Königin die mächtige Hornisgrinde.

Gegen Westen aber hüpfet der Blick fröhlich über die bunte Fülle der verschiedenstufigen Bergköpfe und Bergzüge, in denen sich der Schwarzwald zum Rhein hinaus abbaut und abtreppelt, über alle die Talmulden und Talsfurchen, welche die unzähligen rinnenden Gewässer ausgewaschen haben.

Froh atmende Städtlein und Städte am Fuß der letzten Berge des Gebirges und draußen in der Rheinebene blicken herauf, dort im Murgtal noch Gengenbach, dort in jenem Bergkranz das köstliche Baden-Baden, und dort Kitzbühl, wieder näher an den Beraen Bühl und Achern.

Die Rheinebene! Sie liegt im letzten Abendschein wie ein Land der Verheißung, und da und dort blickt der Rhein auf und beglückt das Herz des Schauenden. Der Rhein!



Auf der Hornisgrinde (Aus Schwarzwaldwinter, 2. Hefte, Verlag Tübingen)

Karl Diez

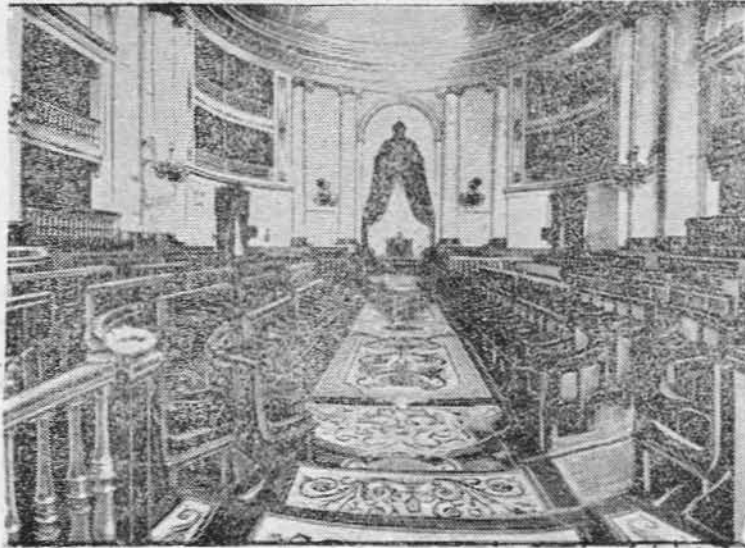
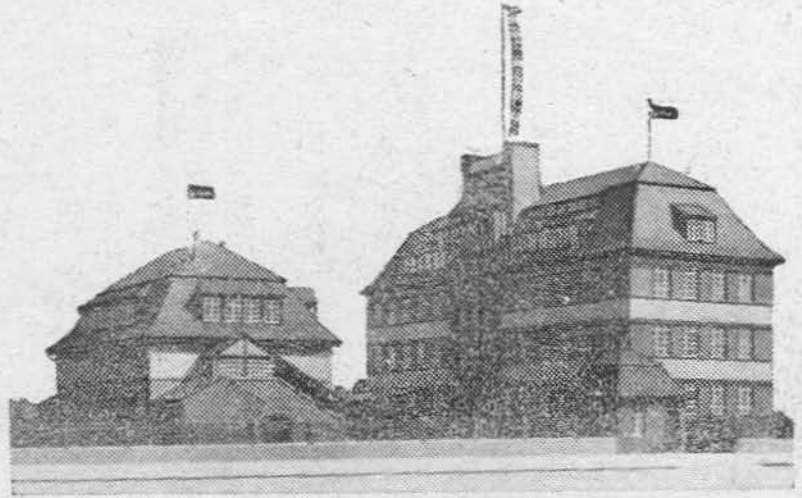
steigen im Wald bergan. Die hellen Straßen, die grünen Wiesen, die Obst- und Rebärten bleiben zurück und der Laut des reich besiedelten Tales stirbt. Der schweigende Wald empfängt uns. Noch überblicken wir von Waldlichtungen aus die ganze reich bewehrte Berg- und Hügelwelt des Vorlandes; aber bald bleiben diese Bilder zurück, und nur Wald und nichts als Wald ist ringsumher, ragende Bäume, zwischen denen der Pfad bergan klettert, eine ganz

andere Welt als drunten im arünen, hellen, lustigen Tal. Heruntergestürzte Felsblöcke aus Buntsandstein, grauarün überlaufen, liegen am Berhang, zu großen, unübersehbaren, wilden Wüsteneien zerstreut, oder oft zu grobschichteten Treppen und phantastischen Türmen aufgebaut. Wir steigen und steigen. Na, ein See! Ein dunkler, stiller See auf der Schulter der Hornisgrinde. Der Mummelsee! Ein Hotel steht daneben. Die Gäste sitzen hinter ihren abendlichen Suppenschüsseln, so können wir uns allein des schönen Anblicks erfreuen. Vom Kopf der Hornisgrinde blickt wie ein Märchenschloß über die hohen Tannen das neue Kast- und Gasthaus herunter. Zu ihm steigen wir hinauf. Immer wieder aber haben wir einen

Blick auf den See. Wie ein schwarzes Auge blickt er zwischen den großen, starren, hochstämmigen, braunrindigen Tannen herauf. Kein Laut erwacht, keine Welle spielt, geheimnisvoll und düster blickt der See herauf. Unergründlich scheint er zu sein, und die Alten schon erzählten sich, er gehe bis an den Mittelpunkt der Erde, und die Weltmeere auf der andern Seite unserer Erdkugel seien durch ihn und andere Seen gleichsam an die Erde genagelt. Geisterhafte Wesen haufen in der unerforschlichen Gründen.

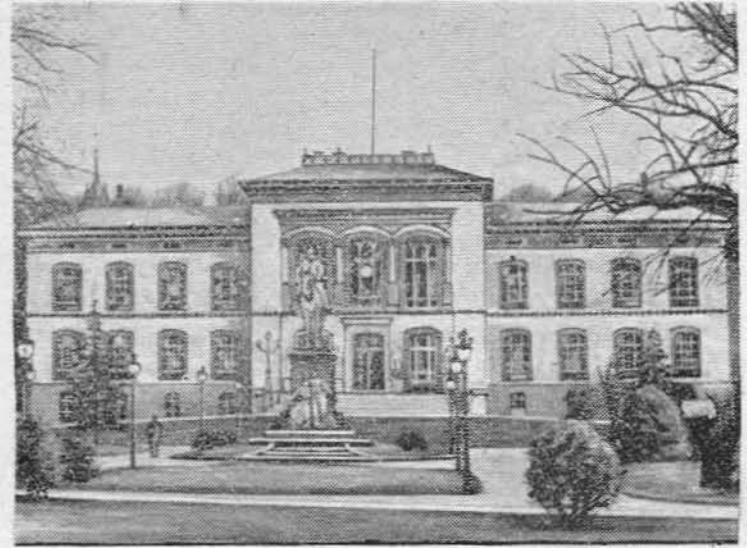
10 Jahre Kukirol-Fabrik.

Die Kukirol-Fabrik in Bad Salzungen bei Magdeburg beging am 31. Mai den Tag ihres 10jährigen Bestehens. Die Kukirol-Fabrik verdankt ihren, für deutsche Verhältnisse beinahe beispiellos dastehenden raschen Aufstieg neben der Güte ihrer Erzeugnisse in erster Linie ihrer umfangreichen und geschickten Zeitungs-Kelame. Nur durch die großzügige Zeitungs-Kelame ist es möglich gewesen, die Kukirol-Fabrikate, die heute in 56 Ländern der Erde, darunter auch in Amerika, China und vielen anderen Ländern verbreitet sind, in großen Mengen herzustellen und zu verkaufen. Durch die große Verbreitung der Zeitungen sind die Kukirol-Fabrikate schnell bekannt und populär geworden. Ohne diese Zeitungs-Kelame würde kein Mensch das immer wieder propagierte Schlagwort: „Kukirolen Sie!“ im Gedächtnis haben, und ohne die Zeitungs-Kelame würde auch der Dr. Unblutig, die weltberühmt gewordene Kelame-Figur der Kukirol-Fabrik, die jedes Kind kennt, unbekannt geblieben sein. Auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten erzielt die Kukirol-Fabrik Millionen-Umsätze, weil sie durch ihre ständige Zeitungs-Kelame immer wieder neue Käufer für ihre bekannten Fußpflege-Erzeugnisse sucht. So wie die Kukirol-Fabrik den Lesern zuruft: „Kukirolen Sie, so rufen wir den Inserenten zu: „Inserieren Sie!“ Aber nicht nur heute und morgen, sondern systematisch, wie es die Kukirol-Fabrik stets getan hat, denn dann wird der Erfolg nicht ausbleiben.



55. Tagung des Völkerbunds.

Am 6. Juni wurde in Madrid die fällige Junitagung des Völkerbundes eröffnet. Unser Bild zeigt den Großen Saal des Senatspalastes zu Madrid, in dem die Beratungen stattfinden.

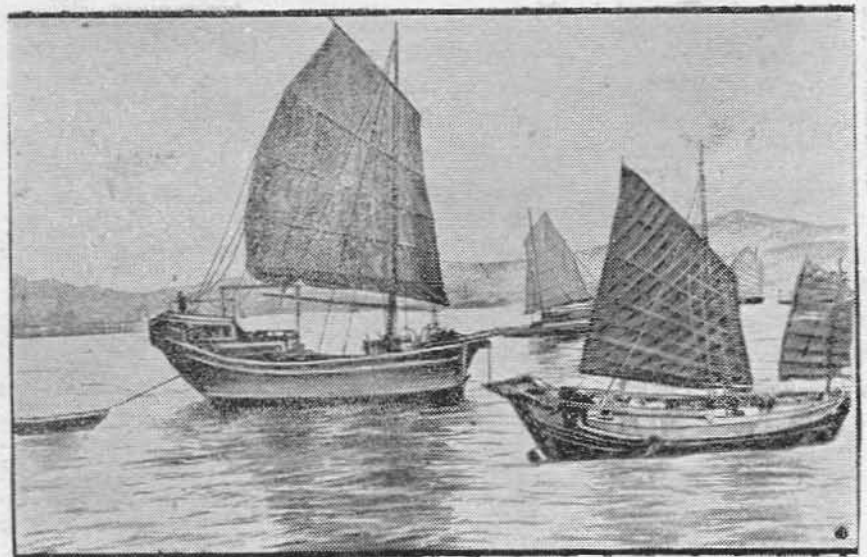


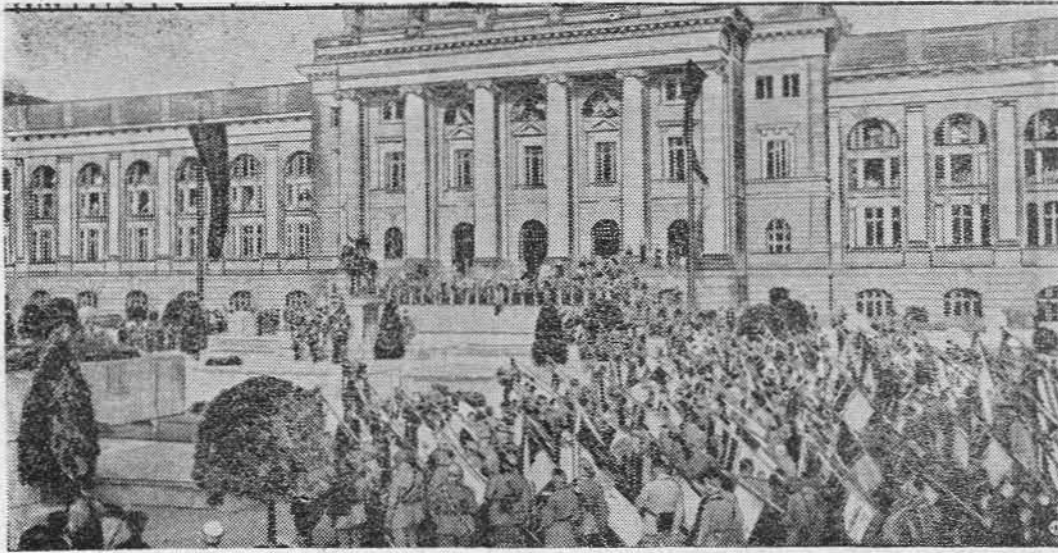
Ein halbes Jahrtausend Kieler Universität.

Die Universität Kiel kann in diesem Jahre auf ein 500jähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Anlaß sind für Mitte Juni eine Reihe glanzvoller Festlichkeiten geplant.

Vernichtung einer chinesischen Piratenflotte.

An der Mündung des Yangtse kam es zwischen einer Flotte von Piratenschunken und chinesischen Kriegsschiffen zu einem mehrstündigen Kampf, in dessen Verlauf 20 Schunken versenkt wurden. Mehr als 1000 Piraten ertranken oder wurden getötet, 250 wurden gefangen genommen. Das erstaunlichste an dieser Meldung ist, daß die Schlacht nur 30 Kilometer von Shanghai, dem größten Handelsplatz des Fernen Ostens, entfernt stattfand, und daß diese Bande monatelang die Schifffahrt unsicher machen und Dörfer und Städte an der Yangtsemündung ausplündern konnte. Unser Bild zeigt eine Flottille von Piratenschunken vor der chinesischen Küste.





Zehnter deutscher Reichsfrontsoldatentag in München

Der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, hielt, wie gemeldet, in München in den Tagen vom 1. bis 3. Juni seine zehnte Bundestagung ab. Etwa hunderttausend Stahlhelmleute aus allen Teilen des Reiches waren zusammengeströmt, die von der Bevölkerung der reich geschmückten Stadt herzlich begrüßt wurden. Unser Bild hält den Augenblick der Kranzniederlegung am Gefallenen-Ehrenmal vor dem Bayrischen Armeemuseum fest. Vor dem Denkmal in der Mitte hat die Bundesleitung mit den Ehrengästen Aufstellung genommen.



Moreni in Flammen.

Vor einigen Tagen ist in dem Erdölgebiet von Moreni (Rumänien) ein Brand ausgebrochen, der noch immer nicht eingedämmt werden konnte, sondern im Gegenteil immer katastrophalere Formen annimmt. Die brennenden Sonden verbreiten eine furchtbare Hitze und auch die Gasentwicklung wird ständig stärker. Unaufhörlich erfolgen große Explosionen, die Flammen schlagen bis 170 Meter hoch empor. Bei einer besonders heftigen Explosion wurden in einem Umkreis von mehr als 1 Km. sämtliche Fensterscheiben zertrümmert. Die Bewohner der nächsten Ortschaften flüchteten ins Freie und wagen nicht, in ihre Häuser zurückzukehren. Ein angrenzender Wald wurde von den Flammen ergriffen und steht gleichfalls in Brand. Unser Bild zeigt das von der Brandkatastrophe heimgesuchte Erdölgebiet von Moreni.



Motorifizierte Tierquälerei.

San Sebastian hat seine neue Sensation: Ein Stiergefecht, bei dem die Toreadors statt auf Pferden auf Motorrädern sitzen. Unser Bild hält eine Szene aus dem Kampf fest, der dieser Tage zum ersten Male ausgetragen wurde.

Welches Datum haben wir heute?

Die Pariser brauchen jetzt nicht mehr nach dem Datum zu fragen. Die Stadt hat dafür gesorgt, daß niemand mehr vergißt, in welchem Tage des Monats er lebt. Zu diesem Zweck hat sie an den Ecken der Hauptstraßen Pfosten mit einer Tafel aufgestellt, auf der das jeweilige Datum verzeichnet ist. Unser nebenstehendes Bild zeigt einen der neuen Straßentalender.

